

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 6

Artikel: Umfassen und Bewahren : der Briefwechsel zwischen Carl J. Burckhardt und Max Rychner
Autor: Pulver, Elsbeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umfassen und Bewahren

Der Briefwechsel zwischen Carl J. Burckhardt und Max Rychner

ELSBETH PULVER

Ein Vierteljahrhundert nach dem Tode Hugo von Hofmannsthals, am 14. Juli 1954, erinnert sich Max Rychner des Tages, an dem ihm Carl J. Burckhardt den Tod Hofmannsthals mitteilte. Er schreibt rückblickend an seinen Freund:

«Ich stand an dem alten Telefonkasten im Gang und war unfähig zu begreifen; es zog sich alles blitzschnell zu und wurde betäubt – und zugleich spürte ich so stark, was Dir geschehen war, und ich war bewegt, weil Du Dich in solcher Stunde an mich wandtest, an mich, der keinen Trost wusste.»

Die Briefstelle ist bedeutungsvoll; sie weist hin auf die von Aussenstehenden nie ganz analysierbare, im Individuellen wurzelnde und doch das Individuelle übersteigende Verbundenheit dieser drei Männer.

Die Freundschaft zwischen Hofmannsthal und C. J. Burckhardt umfasst das letzte Lebensjahrzehnt des Dichters auf bestimmende Weise; sie hat ihren Niederschlag in einem Briefwechsel gefunden, der ohne Übertreibung zu den reichsten und bedeutendsten der deutschen Literatur gezählt werden darf¹. Der Briefwechsel zwischen Burckhardt und Rychner beginnt im Jahre 1926 und endet mit dem Tode Rychners 1964², schliesst also zeitlich, mit einer knappen Überschneidung, an den ersten Briefband an – als seine Fortsetzung auch in einem tieferen als einem rein chronologischen Sinn.

Hofmannsthal und Rychner haben sich zwar nur zweimal persönlich gesehen, und es konnte sich zwischen ihnen keine tiefere freundschaftliche Beziehung anbahnen. Dennoch spielt Hofmannsthal im Briefwechsel der Freunde eine bedeutende Rolle; neben Goethe ist er einer der geistigen Fixpunkte, an dem sich das Gespräch der beiden orientiert. Auf die Gefahr einer allzu starken Vereinfachung hin könnte man sagen, dass Hofmannsthal für sie beide die vielleicht letzte reine Verkörperung dessen darstellte, was sie als das Wesen der deutschen Dichtung empfanden, als Person in die Nähe gerückt durch die Freundschaft mit Burckhardt, beschattet durch das Wissen, dass sein Wesen und seine Kulturpolitik Dinge umfassten, die unwiederbringlich dem Untergang geweiht waren.

1931 schrieb Burckhardt an seinen Freund:

«Das ewige Deutschland, um dessen sicherer Auferstehung willen wir die heutige deutsche Welt ertragen, das wirkliche, traf ich dann erst in jenem Östreich, das in Rodaun

vor mir erstand. Es war, als trete ein unterirdisch fließendes Wasser hier zwischen gedankenvoll gemeisselten Rändern des reinen Brunnens einmal an den Tag, um die Gestirne in einem unsäglichen Licht zu spiegeln. Dann wurde auch dies verschüttet.»

Burckhardt war 28, als er den um 18 Jahre älteren Hofmannsthal kennenlernte: ihr briefliches Gespräch dokumentiert eine Beziehung zwischen zwei Generationen, wobei der Altersunterschied zwar merkbar bleibt (und offenbar den Älteren immer wieder beschäftigt hat), aber zugleich in der freundschaftlichen Zusammengehörigkeit aufgehoben ist. Der Altersunterschied zwischen Burckhardt und Rychner beträgt nur sechs Jahre, sollte also kaum ins Gewicht fallen und wird auch in den späteren Jahren völlig unmerkbar. In den ersten Jahren zeichnet er sich aber schärfer ab (während im Gegensatz dazu der Briefwechsel Rychners mit dem um zehn Jahre älteren Ernst Robert Curtius, der vor kurzem in Auswahl erschienen ist³, von Anfang an als ein Gespräch zwischen Gleichaltrigen anmutet, gestimmt auf den Ton heiterer Kollegialität). Das hat seinen Grund in der äusseren Lebenssituation der beiden Autoren. Burckhardt hatte seine ersten Bewährungsproben in diplomatischen Aufgaben schon hinter sich, Rychner, seit einigen Jahren Redaktor der «Neuen Schweizer Rundschau», stand als Kritiker noch an einem freilich vielversprechenden Anfang. Auf zukünftige Leistung hin haben ihn auch seine Freunde gesehen (Hofmannsthal an Burckhardt: «Aus Rychner wird etwas ganz Gutes werden»), und Rychner selbst hat stets mehr als nötig und gegeben betont, dass er Jahre brauche, um sein Bestes zu geben. 1927 schrieb der damals Dreissigjährige an Curtius:

«Mit 30 ist man als Kritiker entweder ein Lessing, der auch noch kein Lessing war damals, oder nichts. Ich bin letzteres. Es braucht viel Vorarbeit, viel Lernen; die Kritik fängt beim Kritiker an. (Gegen ihn.) Ich arbeite auf lange Sicht. Jedes Jahr wird einiges entstehen, erst etwa von 36 oder 38 an werden die schriftlichen Zeugnisse etwas taugen.»

Es war Burckhardt auferlegt, den älteren wie den jüngeren Freund zu überleben. Den Briefwechsel mit Hofmannsthal hat er selber herausgegeben, denjenigen mit Rychner mit einer Vorbemerkung versehen. In beiden Fällen rückt er die Briefe des Freundes ins Zentrum, behandelt die eigenen als blosser Ergänzung. Dies Zurücktreten ist keine blosser Geste, keine Spielerei falscher Bescheidenheit, sondern entspricht zutiefst dem Geist der Freundschaft, aus dem heraus diese Briefe entstanden sind. Kein Zweifel, Hofmannsthal so gut wie Rychner hätten gleich geschrieben, wäre es an sie gekommen, den Briefwechsel mit dem Toten einzuleiten. Ernstnehmen des Freundes verbindet sich hier mit der sehr ausgeprägten Fähigkeit, von sich selbst abzusehen. Narzisstische Ichbezogenheit (von der man gerne glaubt, dass sie unabdingbar zum Künstler oder zum künstlerisch begabten Menschen gehöre) fehlt hier so weit wie dem Menschen überhaupt möglich, damit aber fehlen auch Rivalitäten, es fehlt das Agonale in einem irgend

aggressiven Sinn. Die Atmosphäre ist entspannt, teilnehmend, fördernd, gesellig in einem tieferen Sinn.

Wie ein solches Buch im gegenwärtigen Zeitpunkt aufgenommen werde, das ist freilich eine Frage, die man sich mit einiger Unruhe stellen darf.

«Die beiden schematischen Begriffe ‹Links und Rechts› unterliegen denselben Urteil hemmenden Zwangsvorstellungen oder Hypnosen. Ihre Auseinandersetzung ist recht trostlos und öde; immer schon im voraus weiss man, was von der einen, von der andern Seite in grosser Monotonie wird vorgebracht werden.»

So schrieb Burckhardt im Jahre 1962 an Rychner. Kein Zweifel: die hier kritisch diagnostizierte Polarisierung der menschlichen Haltungen und Urteile hat sich in den letzten Jahren in immer schnellerem Tempo verstärkt. Längst ist keine fruchtbare Spannung zwischen den beiden Extremen mehr möglich, nur mehr ein sinnloses Aneinandervorbeireden, ein Sich-gegen-seitig-Beschuldigen. Im Rahmen dieser Dualisierung würde der Briefwechsel zwischen Burckhardt und Rychner ohne Zweifel als «rechts» eingestuft werden – in einer Schablonisierung, die vielleicht in einem banalen Sinn nicht falsch ist und doch nichts erschliesst, vielmehr den Blick auf Wesentliches verstellt.

(Hier mag sich freilich der Zweifel äussern, ob es überhaupt sinnvoll sei, ein Buch dieser Art mit dem Zeitpunkt seiner Publikation in Beziehung zu setzen. Es wäre möglich – und gewiss auch leichter und genussreicher – es als Welt für sich, zeitentrückt, zu sehen und sich damit der eigenen Zeit entrücken zu lassen. Und doch würde ein solches Verhalten im Grunde nur geringe Achtung vor der Widerstands- und Wirkungskraft eines Werkes bezeugen. Zum Buch gehört der Leser, gehört also auch die Zeit, in der es gelesen werden kann und soll, es muss in ihr bestehen, muss sich gewissermassen den Zeitwind um die Ohren blasen lassen; aber umgekehrt gilt auch – und es gilt desto mehr, je stärker, ausstrahlender das Buch ist – dass die Zeit vor ihm bestehen muss.)

Was den Begriff des «Rechtsstehens» angeht, so hat sich Burckhardt früh und entschieden dagegen gewehrt, dass man Hofmannsthal einfach unter den Begriff der «Konservativen Revolution» (von Hofmannsthal selbst ins Spiel gebracht in der Rede «Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation») oder gar der «Restauration» festlege, wohl wissend, dass dadurch sein Freund – und auch er selbst – Gruppen und Richtungen zugerechnet würden, zu denen sie letztlich nicht – oder doch nicht in so einfacher, definitiver Weise – gehörten.

Was in diesem Fall unter konservativer Haltung zu verstehen ist, lässt sich am besten beschreiben mit einem Ausdruck, den Hofmannsthal einmal brauchte, wenn er sagte, ihm und Burckhardt sei der Drang «zu umfassen und zu erhalten» gemeinsam. Der Akzent ist zunächst auf den ersten Teil dieses Doppelausdrucks zu legen. Mit dem Wunsche, zu bewahren, das

heisst dem Konservativismus im üblichen Sinn, verbindet sich ja leicht eine gewisse Enge, ein ängstliches Abwehren dessen, was das zu Bewahrende stören könnte. Im Gegensatz dazu geht dem Bewahren hier das Erfassen möglichst weiter Welten voraus – wobei auch das Wesensfremde nicht zum vornherein ausgeschlossen und abgelehnt wird. Eindrücklich zeigt sich dies in Carl J. Burckhardts Beschäftigung mit Friedrich Schiller, die sich in langen, detaillierten und sehr spontanen Briefen spiegelt. Kein Zweifel, dass Burckhardt in Schiller etwas ihm Fremdes sieht, einen grossen Antipoden – aber von einer Grösse, die dennoch zu Bewunderung zwingt, die es unmöglich macht, ihn auszuschliessen oder abzulehnen, die ihn veranlasst, den mühsamen Weg der Aneignung einer nicht wesensgemässen Geisteswelt zu gehen:

«In keiner Weise stammt diese Ehrfurcht aus der Übereinstimmung mit seinen auf allerhöchster Ebene errungenen Einsichten, nein, sie entsteht trotz Abwesenheit dieser Übereinstimmung.»

Der betont Heutige wird freilich kritisch einwenden, dass dies Umfassen beispielsweise die Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg nicht einschliesse, dass Hofmannsthal als der letzte Vertreter deutscher Dichtung gelte und die Gedanken der beiden etwa von einem als bedeutend angesehenen Werk der Nachkriegsliteratur rasch wieder zu Goethes Italienischer Reise gehen. Da wäre freilich zu ergänzen, dass gerade Max Rychner wie kein zweiter die grossen Modernen der Zwischenkriegszeit vermittelt hat und dass er bis zuletzt die Spalten der «Tat» ungezählten Zeitgenossen – und darunter wie vielen Debütanten! – offen hielt. Das Wesentliche freilich liegt tiefer, liegt in der Auffassung (die gerade bei Rychner deutlich formuliert wird), dass alles Geistige im Grunde gleichzeitig und gegenwärtig sei. Seine Ablehnung Heideggers beschreibt er einmal wie folgt:

«Heidegger finde ich seit 22 Jahren immer wieder greulich und werde nun wohl dabei bleiben. Es ist die Gegenwelt zu Goethe und allem was ich liebe; ich bin nicht gehalten, zu ihm in ein positives Verhältnis zu treten, da einem ja drei Jahrtausende zur Verfügung stehen.»

In diesem Falle wird das Wesensfremde zwar abgelehnt. Doch dies geschieht nach wiederholten scheiternden Bemühungen, und aus dem Erlebnis eines ungeheuren, Jahrtausende umfassenden Reichtums heraus.

Aber nicht die Abwehr, sondern ein Welterfassen aus Sympathie prägt diesen Briefband. Als Dreissigjähriger hat Rychner geschrieben:

«Man kennt nur Menschen, die man liebt oder mit denen man befreundet ist. Die Liebe macht nicht blind, sondern erst sehend . . . die Objektivität des mittleren Kopfes reicht da nicht aus; um wie viel weniger eine antipathiegetrübte Subjektivität.»

Es ist erstaunlich, was für eine Rolle der Begriff Liebe – Liebe als Medium des Verstehens und Aufnehmens – in diesem Briefwechsel (und auch in demjenigen Burckhardts mit Hofmannsthal und Rychners mit Curtius)

spielt: in dieser doch so klaren, disziplinierten, männlichen Welt, die wohl Sensibilität, Takt und Zartheit kennt, aber nichts Sentimentales an sich hat (während, um einen kurzen Seitenblick zu tun, heute kritische Auseinandersetzung als Zentrum der Erkenntnis angesehen wird).

Und es bleibt ja nicht beim programmatischen Formulieren. Wie viel Welt wird hier in Briefen dargestellt, erzählend aufgenommen und mitgeteilt: Freunde, die dem Partner fremd sind, werden vorgestellt, über Bekannte wird informiert, Zufallsbekanntschaften werden erwähnt, Schicksale von Menschen breit erzählt, denen der Schreibende nur einmal begegnete; daneben stehen Schilderungen von Reisen, Festakte werden in Stichworten festgehalten, aber auch Gestalten der Vergangenheit beschworen, Geschichtliches behandelt. Vor allem Burckhardt holt hier weit aus, während Rychner eher zur bedenkenden Formulierung greift. Für beide gilt, dass ihnen die Welt wert ist, beschrieben zu werden: nicht das eigene Ich, wohl aber, was diesem Ich an Menschen, an Welt begegnet.

Die Welt ist wert, in Worte gefasst zu werden (aber auch: der Freund wird als wert erachtet, diese Beschreibungen als vorläufig einziger Leser zu erhalten): das heisst freilich nicht, dass die Welt als «heile Welt» begriffen wird. Zwar ist viel Heiterkeit in diesen Briefen, die Freude am humoristischen Einfall, auch am ganz Schwerelosen, spielt eine grosse Rolle. Humor, leicht ironische Distanzierung, macht auch vor der eigenen Person nicht halt – bei Burckhardt etwa, wenn er von offiziellen Verpflichtungen berichtet, die er nicht ganz ernst nehmen kann – und bei Rychner sogar, wenn er von der eigenen labilen Gesundheit spricht. Nichts wünsche er sich sehnlicher als ein vor Vitalität schnaubender Dampfkessel zu sein, statt dessen habe er es nur zum «Umschaltmotor verzwickter Ströme» gebracht, schreibt er einmal. Hier schimmert freilich der Ernst, das Schwierige der eigenen Art bereits durch – um wie viel mehr bei der Bemerkung (geschrieben in der Kriegszeit), er komme sich manchmal vor wie «ein Plättchenleger im Bodenlosen, der seinen glaubenslosen Kunden verspricht, ihnen aus bewährtem Altmaterial eine Standfläche einzurichten». Die Formulierung würde einem Werk des absurden Theaters alle Ehre machen, auch seiner Hintergründigkeit. Die Frage, ob man etwas habe, worauf sich stehen lasse, scheint Rychner in einem fast körperlichen, auf jeden Fall völlig unscha-blonenhaften Sinn beschäftigt zu haben (der Begriff des Bodenlosen, existenzialistisch anmutend und gewiss nicht phrasenhaft gebraucht, taucht nicht nur hier auf).

Er wisse wohl, dass Burckhardt, im grossen Dunkel neben ihm wirkend, fester stehe als er, schreibt er im gleichen Brief – und Burckhardt widerspricht dieser Feststellung nicht. Dennoch kann man sich als Leser des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass das Dunkel auf Burckhardt zuteilen schwerer gelastet habe.

Diese Überlegung veranlasst uns, die Aufmerksamkeit für einen Augenblick stärker auf Burckhardt zu richten. Es mag einem nämlich durchaus vorkommen, als ob vor allem in der ersten Hälfte des Bandes mehr Licht auf Rychner falle. Das kann aber auch davon abhängen, dass der Leser, der Burckhardt bereits aus dem Briefwechsel mit Hofmannsthal kennt, zunächst sein Augenmerk auf Rychner richtet, von dem nun erstmals briefliche Äusserungen vorliegen. Von Burckhardt hat man ja aus dem Briefwechsel mit Hofmannsthal ein im Wortsinne unvergleichliches Bild gewonnen: als hätte er sich damals im Gespräch mit dem Älteren gewissermassen legitimieren und auch vor sich selber die eigene geistige Welt darstellen müssen. In der Zeit der Freundschaft mit Rychner ist das Bedürfnis nach solcher zusammenfassender Formulierung nicht mehr vorhanden; die steigende Beanspruchung durch diplomatische, humanitäre und wissenschaftliche Arbeit lassen seine Briefe oft als blosse Marginalien erscheinen. Nur hat man mit solchen Erklärungen das Eigentliche noch nicht berührt.

Was ja in den Briefen mit Hofmannsthal am tiefsten beeindruckt, ist Burckhardts Zeitdiagnose, eine Analyse von fast prophetischer Art und einer erschreckenden Einsicht in die Epoche. Etwas Ähnliches wird man im Briefwechsel mit Rychner umsonst suchen – und mit Grund: die Zeit der Prophezeiungen war, nach 1930, vorbei, diejenige der düsteren Erfüllungen angebrochen – doppelt schwer zu ertragen von einem, der immerhin an wichtiger und exponierter Stelle die Zeitgeschichte miterlebte und auch zu gestalten suchte. Am 14. Juli 1942 schreibt Burckhardt, damals Präsident des Roten Kreuzes, an Rychner:

«Was ermüdet, sind Einblicke, Einsicht und oft furchtbare Voraussicht. Man sieht bis auf den Grund der Katastrophe in der wir stehen, gegen welche ich mich so verzweifelt anstremte und die nun alles ergreift und mitreisst . . .»

Man hat gelegentlich den Eindruck, dass die Ereignisse ihm die Worte im Munde erstickt hätten – obgleich er breit erzählt und politische und historische Ereignisse detailliert erörtert (als wolle er sich ans Erzählbare halten). Später berichtet er, er habe zur Zeit, da er hilflos den Weltkrieg herankommen hörte, Golf gespielt: das ist ein eigenartiges Bild seiner Müdigkeit und Resignation.

Auch auf Rychner hat die Zeit gelastet; er ist gewiss nicht einfach ein literarischer Briefschreiber – politische Probleme spielen immer wieder eine Rolle, darin auch zentral die Frage, wie man sich – in der Zeit des deutschen Selbstverrats und Zusammenbruchs – zu Deutschland stellen solle, überhaupt die Auseinandersetzung zwischen deutschem und französischem Geist. Und doch scheint es, als habe er in stärkerem Masse die Fähigkeit gehabt, sich durch das ganze Leben an das «obere Leitende» zu halten – vielleicht paradoxerweise gerade, weil er weniger festen Stand hatte.

«Lass uns goethisch verfahren und wenn das trübe Untere heraufbrandet ein paar nahe, feste, erfreuliche Dinge im Auge behalten», schreibt er 1941 an Burckhardt.

Dass zu diesen nahen, festen, erfreulichen Dingen die Freundschaft gehöre, haben die beiden Briefpartner immer wieder ausgesprochen. Es wäre durchaus möglich, aus den beiden Briefwechseln Burckhardts mit Hofmannsthal und Rychner ein Kompendium über das Wesen der Freundschaft zusammenzustellen – und das ergäbe kein sentimentales Vademecum, sondern eine differenzierte, kluge und von Erfahrung getragene Begriffsbestimmung einer menschlichen Beziehung, von welcher unklar ist, welche Rolle sie heute, in einem Zeitalter der Gruppen, Richtungen, Massen, noch spielen kann.

Vor allem Rychner muss es – und zwar in zunehmendem Masse – als ein Bedürfnis empfunden haben, sich der Dauer dieser Beziehung immer wieder zu vergewissern. «33 Jahre Freundschaft, nie eine Trübung von irgendwelchem Gewicht», schreibt er rückblickend beim Tode Curtius'. Aber es ist nicht nur der Tod, was ihn zu solchem Rückblick veranlasst. Häufig erinnert er in Briefen an frühere Begegnungen, erzählt sich und dem Freund von gemeinsam erlebten Tagen, diese gewissermassen fixierend, und von ihm gehen jene eigenartigen Wendungen am Schluss der Briefe aus, die ein Versprechen auf Dauer, Zukunft, ja Ewigkeit enthalten. Das fängt im Formelhaften an («und so fort und ewig» heisst es schon 1929) und steigert sich ins bedeutungsvoll Überwirkliche: «Herzlich wie seit Jahrhunderten», «Herzlich wie seit tausend Jahren». Fast scheint es, als suche Rychner, dessen anfällige Gesundheit ihm das Schwankende aller Erdendinge besonders fühlbar werden liess, in solchen Wendungen die freundschaftliche Verbundenheit der Vergänglichkeit zu entrücken, ihr ein Reich jenseits aller Erdenschwere zu sichern. Das ist bedeutungsvoll und lässt uns die zeitliche Situation der Briefpartner bedenken.

«Wir aber sind Allerletzte», schrieb Burckhardt, als noch nicht Dreissigjähriger, in einem ersten Brief an Hofmannsthal. Das Wissen, am Ende einer Epoche zu stehen, ist ihm so gut wie Hofmannsthal und Rychner eigen. Am Ende einer Epoche – das gilt in mancherlei Hinsicht, nicht zuletzt aber darin, dass Kontinuität, Tradition, Dauer aufhören, als Werte zu bestehen. «Wird man noch Geschichte treiben? Wird man noch Geschichte brauchen?» fragt Hofmannsthal nur wenig nach jener Burckhardtschen Feststellung. Noch düsterer wirkt es, wenn Rychner vier Jahrzehnte später schreibt, dass das ganze Dasein davon bedroht sei, «sich in Zeitungsgeschnörr aufzulösen» (also ausgerechnet jenes Medium anklagt, dem er beruflich ein Leben lang verbunden war!). «In zwanzig Jahren wird es so weit sein, dass nur noch ganz wenige so etwas wie die Wahlverwandtschaften lesen können, dass aber *jeder* Artikel, Briefe, kleine Geschichtchen in die Zeitung oder Illustrierte schreiben wird . . . »

Dauer als Wert – wie eigenartig mutet diese Feststellung an in einer Zeit, die nur an Veränderung, Bewegung, Zukunft zu denken scheint, in der das Wort «gestern» fast nur in pejorativem Sinn gebraucht wird und die Wertfrage identisch ist mit der Frage nach dem Neuen und Zukunftsträchtigen. Aber hier, meine ich, gilt, dass nicht die Zeit das Buch in Frage stellt, sondern umgekehrt das Buch an die Zeit eine Frage richtet, die für deren Wert von entscheidender Bedeutung ist: ob es im Prozess der Wandlung und Entwicklung, des Fortschritts und der Neuerung wieder möglich werde, Formen der Kontinuität zu entwickeln. Falls sich der Homo sapiens nicht grundlegend ändert, sind ihm auch in Zeiten raschen Wechsels Elemente der Dauer nötig zu einem wesentlichen Dasein.

¹Hugo von Hofmannsthal, Carl J. Burckhardt, Briefwechsel, S. Fischer-Verlag, Frankfurt a. M. 1957. – ²Carl J. Burckhardt, Max Rychner, Briefe 1926–1965,

S. Fischer-Verlag, Frankfurt a. M. 1970. – ³Ernst Robert Curtius, Max Rychner, Briefe, Verlag Hans Huber, Bern, Stuttgart, Wien 1969.

Anarchie und Gnade

Ein Hinweis auf Hugo Ball

GERD-KLAUS KALTENBRUNNER

*«Er ist das ebenso grosse wie seltene
Beispiel eines reinen geistigen Lebens.»
Franz Blei über Hugo Ball, 1940.*

Mehr als vier Jahrzehnte nach seinem frühen Tod im September 1927 gedenkt man, wenn überhaupt, Hugo Balls entweder als des Urhebers der Dada-Bewegung, die vom Zürcher Cabaret Voltaire mit der ansteckenden Hektik eines mittelalterlichen Massenwahns auf Wien, Berlin, Paris, Prag, Belgrad und andere Metropolen übergegriffen hat, oder als des späteren Freundes und ebenbürtigen Biographen Hermann Hesses. Beide Aspekte scheinen sich auf den ersten Blick kaum in einen inneren Zusammenhang zu fügen, wie es auch schwierig genug ist, ein klares Bild von der Bedeutung und dem Umfang des Ballschen Werkes zu gewinnen: nur wenige seiner